



*Sylvia*  
HALLIDAY

Der Ring  
des Schicksals

Weltbild

MiMe books

Der Ring, den Prudence von ihrem Geliebten, Lord Jamie Hartely, bekam, sollte ihr als Pfand für seine Rückkehr aus dem amerikanischen Bürgerkrieg und ihre Heirat gelten. Doch wie soll Jamie Prudence nun wiederfinden, da sie von ihrem Großvater verbannt wurde? Als ein Kriegsschiff mit Kurs auf Virginia im Londoner Hafen ablegt, befindet Prudence sich aufgrund eines Unfalls als blinde Passagierin an Bord. Als einzige Frau ist sie nicht nur den Nachstellungen des lüsternen Kapitäns ausgesetzt. So bleibt ihr nichts anderes übrig, als auf das ehrenwerte Angebot des verschlossenen Schiffarztes Dr. Ross einzugehen: den Ring Jamies gegen den des Witwers auszutauschen und sich als dessen Frau auszugeben.

Sylvia Halliday

# Der Ring des Schicksals

Roman

## **Weltbild**

Die englische Originalausgabe erschien 1996 unter dem Titel The Ring.

Besuchen Sie uns im Internet:

[www.weltbild.de](http://www.weltbild.de)

Genehmigte Lizenzausgabe © 2017 by Weltbild GmbH & Co. KG, Werner-von-Siemens-Straße 1, 86159 Augsburg

Copyright der Originalausgabe © 1996 by Sylvia Halliday

Dieses Werk wurde vermittelt durch die Michael Meller Literary Agency GmbH, München

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 1998 by Wilhelm Heyne Verlag, München, in der Verlagsgruppe Random House GmbH.

Übersetzung: Margarethe von Pée

Covergestaltung: Atelier Seidel - Verlagsgrafik, Teising

Titelmotiv: istockphoto/Thinkstock

E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-95973-452-3

London 1750

»Du liebe Güte, Pru, da bleibe ich lieber eine Cheapside-Hure, als das jeden Tag zu machen!«

Prudence Albright blickte ihre Freundin Betsy spöttisch an und wickelte das breite Mullband weiter um ihre Brust. Sie hielt einen Augenblick lang die Luft an, zog noch einmal fest an dem Stoff und band es dann zusammen. Wenn sie doch bloß nicht so eine volle Brust hätte, dachte sie leicht unzufrieden. Dann jedoch schalt sie sich selbst aus, weil sie sich einen Moment lang dieser Stimmung hingeeben hatte. Papa hätte das gar nicht gefallen. Verfolgte Gott nicht mit allem, was er tat, einen Zweck?

»Wenn heute Abend in der Taverne alles gut geht, Betsy«, sagte sie, »dann ziehe ich mich mit Freuden wieder so an wie sonst auch. Mit einem hübschen Kleid und allem Drum und Dran. Aber in der Zwischenzeit ...« Sie zog sich das Hemd über den Kopf, knöpfte es bis oben hin zu und stieg in ihren Unterrock. Dann griff sie nach einem zerschissenen, verblichenen Kleid und schnürte es eng über ihren Brüsten zusammen. Ihre Figur wirkte so gerade und formlos wie die eines Jungen. Zum Schluss zog sie noch eine alte Schürze an, lächelte Betsy zu und zuckte mit den Schultern. »Es ist einfach sicherer für mich, wenn ich auf den Londoner Docks als geschlechtslose alte Frau auftrete.«

Betsy grunzte und griff nach ihrer Rougedose. »Wahrscheinlich hast du recht. Aber nicht annähernd so einträglich.« Sie verteilte reichlich Farbe auf ihre Wangen und in der Falte ihrer Brüste, um die Formen ihrer eher bescheidenen Büste zu betonen. Sie kicherte. »Sieh uns doch mal an. Ich versuche, mehr aus dem zu machen, was du im Übermaß besitzt, während du dich abmühst, deine Reize zu verbergen.«

Prudence schlang ihre langen rotbraunen Haare zu einem Knoten zusammen und steckte ihn mit einem kleinen Kamm fest. Dann setzte sie eine strähnige graue Perücke auf. Eine große, spitzengesäumte Haube, deren Zipfel über ihre Ohren hingen, verdeckte ihr frisches junges Gesicht noch zusätzlich. Schließlich legte sie sich noch ein zerrissenes Schultertuch um. »Was bleibt mir denn anderes übrig, Betsy?«, fragte sie seufzend.

Betsy schnaubte empört. »Bei allen Fahnen des Towers, du könntest dir ein sauberes Kleid anziehen und mit mir auf die Straße gehen! So wie du aussiehst, hast du deine Überfahrt nach Virginia in null Komma nichts zusammen! Stattdessen versuchst du, hier einen Pfennig zu verdienen und da, indem du als alte Schachtel Kinkerlitzchen verkaufst.«

»Gott sei mir gnädig! Du weißt ganz genau, dass ich keine Hafendirne sein könnte und ...« Prudence schwieg abrupt. Betsy war ihre einzige Freundin auf der Welt. An wen sonst hätte sie sich wenden sollen, als sie nach London gekommen war? Sie wollte sie mit ihren unbedachten Worten nicht kränken. Außerdem gefiel Betsy ihr Beruf, wenn man ihr Glauben schenken wollte.

Betsy schmalzte mit der Zunge. »O Pru, du warst immer schon ein Angsthase. Schon als wir noch Kinder waren in Winsley. Du hast dir schon immer mehr Gedanken wie ich darüber gemacht, stets das Richtige zu tun.«

»Das stimmt nicht! Ich war auch ganz schön ungezogen. Sie haben mich oft genug in

den Stall geschickt, damit ich allein war und meine Unarten bereuen konnte. Und wie oft mich Mama übers Knie gelegt hat ... Ich habe es nur gehasst, Papa zu enttäuschen.«

Betsy verdrehte die Augen. »Und dieses ständige Psalmen-Singen. Während du in der Kirche gekniet hast, habe ich mir Küsse von den Dorfjungen gestohlen.«

Betsys Worte klangen wie ein Vorwurf. »Ich bin eben gottesfürchtig erzogen worden«, entgegnete Prudence.

»Ist das denn so schlimm? Und jetzt verlangst du von mir, dass ich das alles vergesse und mit dir auf die Straße gehe?«

»Heilige Muttergottes, Pru, schließlich bist du ja keine Jungfrau mehr!«

Prudence zuckte zusammen und drehte an Jamies Ring. Ihre Wangen brannten vor Scham. Das verschlungene JA, das in den Goldring eingraviert war, schien ihre Hoffnungen zu verspotten.

Betsy grinste. »Was für ein Lied hast du immer gesungen?« Mit einem wackligen Sopran begann sie zu singen:

»Bobby Shaftoe kreuzt das Meer,  
Silberknöpfe am Revers.  
Kehrt zurück, nimmt mich zur Frau,  
der schmucke Bobby Shaftoe.«

»Ja, das wird er auch! Hat er mir nicht auf den Knien ewige Treue geschworen? In den Augen Gottes gehören wir zusammen, hat er gesagt. Wir wären schon längst verheiratet, wenn er nicht seine Plantage in Virginia hätte aufsuchen müssen.«

»Und warum sollte dein großartiger Lord Jamie – ein Viscount, wie du sagst – ein einfaches Landmädchen heiraten? Selbst wenn sie eine Mitgift vom Großpapa hat?«

»Weil er mich so sehr liebt«, entgegnete Prudence hitzig.

»Und die Briefe, die du ihm nach Berkshire geschrieben hast? Die er nie beantwortet hat?«

»Vielleicht war er schon in die Kolonien abgereist und hat sie noch gar nicht bekommen.« Sie streckte ihre Hand aus und betrachtete den goldenen Ring. »Aber er hat mir seinen Ring gegeben, und das heißt doch etwas. Er sagte, es bedeutet, dass wir beinahe schon verheiratet sind.«

»Phh! Männer bezahlen gerne für die Gunst einer Frau. Das ist der Lauf der Welt. Ein Geschenk für ein hübsches Schätzchen. Deshalb hat dein Lord Jamie dir den Ring gegeben.«

Prudence spürte, wie leiser Zweifel in ihr aufstieg. Betsy verstand etwas von Männern, und sie selbst wusste nur so wenig. Aber Jamie, ihr süßer Jamie mit seinem hübschen Gesicht und dem ernsthaften Blick ... »Nein! Ich liebe ihn, und er liebt mich! Er wird sich freuen, dass ich seine Rückkehr nicht abwarten konnte. Dass ich über das Meer gefahren bin, um bei ihm zu sein. Und dann wird er mich heiraten.« Sie griff nach ihrem Bauch und krümmte sich vor Schmerzen. »Er muss mich heiraten!« Sie seufzte, richtete sich wieder auf und lächelte kläglich. »Böse Betsy! Du kannst mir Lord Jamie ein anderes Mal

ausreden. Aber je eher ich das Geld für die Überfahrt aufbringe ...«

»Du würdest besser seinen Ring versetzen«, sagte Betsy trocken.

»Das Schicksal bewahre mich davor! Den Ring, den Lord Jamie mir gegeben hat?

Nachdem er mich geküsst und mit mir ...« Wieder stieg ihr die Röte in die Wangen.

Betsy lachte – das verschlagene, wissende Lachen einer erfahrenen Hure. »Hat es dir eigentlich gefallen? Du hast es mir nie erzählt.«

Prudence wandte sich ab. Ihr Gesicht brannte vor Scham. Sie war nur zwei Mal mit Jamie zusammen gewesen. Der leichte, dunstige Regen auf dem Hügel, die Schafe, die an ihren bloßen Beinen schnupperten, der Schmutz auf ihren Röcken, die Angst und der Schmerz ... »Seine Worte und seine Küsse waren das Süßeste, was ich jemals erlebt habe«, murmelte sie.

Betsy legte ihr die Hände auf die Schultern und drehte sie zu sich herum. Skeptisch zog sie eine Augenbraue hoch. »Und das Übrige?«

»Ich ... ich hatte solche Angst, dass jemand uns entdecken könnte und ... Gott hat sicher alles gesehen ... Und beim zweiten Mal hatten wir nur so wenig Zeit. Ein trauriger, hastiger Abschied.« Sie schluckte und rieb sich die Augen. Wie konnte sie jemals gestehen, dass sie diesen Teil von Jamies Liebe keineswegs vollkommen gefunden hatte?

Betsy zog sie in die Arme. »Du arme, süße Unschuld. Wie kann ich es dir nur begreiflich machen? Du bist ja vollkommen verbohrt.« Sie seufzte. »Vielleicht ist es das Beste, wenn du dir die Überfahrt auf deine Weise verdienst, ganz gleich, wie lange es dauert.« Sie wandte sich dem zerbrochenen Spiegel zu, der in der kleinen, vollgestopften Dachkammer über dem Ofen hing. »Was mich angeht«, sie runzelte die Stirn, »so sehe ich aus wie ein Geist an Allerheiligen. Ich brauche ein bisschen mehr Farbe. Gib mir mal den Topf mit dem Rouge, Liebes.«

Prudence sah zu, wie ihre Freundin ihre jugendliche Schönheit mit zwei grellen roten Flecken übertünchte und sich dann mit einer Hasenpfote eine dicke Puderschicht aufs Gesicht stäubte. Liebe Betsy, dachte sie. Viel zu hübsch, um ihre Jugend im Schmutz des Londoner Hafens zu vergeuden. Sie konnte ihr nur wünschen, dass sie eines Tages auf ihre wahre Liebe treffen würde, so wie sie die ihre bei Jamie gefunden hatte.

»Bist du bald fertig?«, fragte Betsy und strich sich ein letztes Mal die blonden Locken zurecht. Sie zupfte an den Röcken ihres eleganten Seidenkleides und setzte sich einen kleinen Strohhut auf.

»Ja, sofort.« Prudence kniete sich vor den kalten Kamin, nahm eine Handvoll Asche heraus und rieb sich das Gesicht und die Arme damit ein. Sie lächelte, und ihr gewohnter Optimismus gewann wieder die Oberhand. »Na, wenn mit deinem Mr Crown heute Abend in der Taverne alles gut geht, dann komme ich mit Gottes Gnade früher nach Virginia, als ich gehofft habe.«

Betsy kicherte. »Er ist ein Tölpel bei den Frauen und ein Schwätzer. Du meine Güte, er gibt nie Ruhe! Aber als er gesagt hat, dass er mit seiner Familie nach Williamsburg fährt und dass seine Frau ein Mädchen braucht, das ihr bei den Kindern hilft, habe ich sofort an dich gedacht.«

Prudence bleckte ihre Zähne vor dem Spiegel. Dann nahm sie einen kleinen Topf mit Ruß und schwärzte ihre Schneidezähne. Zum Schluss ergriff sie einen großen Korb und

hing ihn sich über den Arm. »Ich bin fertig. Warte! Der Ring von Lord Jamie.« Sie streichelte liebevoll über den Ring und zog ihn dann zögernd ab. Sonst trug sie ihn ständig, und wenn sie nachts in ihrem Bett lag, war er ihr Trost in der Dunkelheit.

Sie kniete sich vor das niedrige Pfostenbett, das die beiden Mädchen miteinander teilten, und hob die billige, mit Wollresten und Lumpen gestopfte Matratze hoch. Dann küsste sie Jamies Ring und legte ihn neben ihren schmalen Geldbeutel. Das war alles, was sie auf der Welt besaß. Stirnrunzelnd holte sie ein paar Münzen aus dem Geldbeutel hervor. »Vielleicht muss ich heute noch mehr Bänder kaufen. Die Seeleute wollen sie immer für ihre Bräute in den fremden Häfen.«

Betsy nickte verschmitzt. »Um sicherzugehen. Genau wie ich gesagt habe. Ein Geschenk für einen Schatz. Ein wertloses Schmuckstück für die Gelegenheit, sich mit einer Frau zu vergnügen.« Sie seufzte. »Mach dir nichts draus, Liebes. Zieh keine Schnute. Dein Lord Jamie liebt dich. Kommst du noch einmal hierher, um dich umzuziehen, bevor du Mr Crown kennenlernst?«

»Ja.« Prudence wies auf ihre schäbige Kleidung. »So jemanden würde er nie einstellen.«

»Dann komm vor sieben. Wahrscheinlich ist heute Abend mein lüsterner Anwalt da.«

Prudence verzog das Gesicht. »Muss ich dann im Flur schlafen?« Der Durchgang zu der winzigen Dachkammer war eng und dunkel und roch übel. Sie hasste es, wenn Betsy die ganze Nacht über einen Kunden bei sich hatte.

»Nein! Der Mann ist ein stillgelegtes Schiff. Voll unter Segeln, aber mit viel zu wenig Wind, um sie zu blähen. Höchstens eine Stunde.« Betsy griff in ihren Ausschnitt und zog eine Sixpence-Münze hervor. »Das ist für dich. Taschengeld. Kauf dir eine Fleischpastete, bevor du nach Hause gehst.«

Prudence steckte die Münze ein und umarmte Betsy stürmisch. »Was würde ich nur ohne dich machen?«

Sie stiegen die Treppe ihres Hauses herunter und traten auf die Shoe Lane. Hier lagen die Wohnungen der Gerichtsdienner, und hier wurden auch die Schuldgefangenen untergebracht, bis sie in ein größeres Gefängnis überführt werden konnten. Es war eine gefährliche Straße, mit zahlreichen heruntergekommenen Schenken und Läden. Sie eilten zur Ecke, überquerten Fleet Market – wo sie kurz anhielten, damit Prudence ihre Bänder kaufen konnte – und trennten sich dann an der Ecke von Old Bailey Road. Betsy wandte sich nach Norden zur Newgate Street und Cheapside, wo sich immer junge Kerle herumtrieben, während Prudence in Richtung Themse ging.

Die Schönheit des Augustmorgens wurde von den üblen Gerüchen des Hafens beinahe überdeckt. Sogar um diese Uhrzeit waberten Tabakswaden aus den Schenken und zogen um die Bierkrüge, die zum Anpreisen der Ware von den Dachkanten hingen. Fischgestank wehte um jede Ecke der schmalen gepflasterten Straßen, wo die Fischhändler den Tagesfang feilboten. Tote Hunde und Ratten lagen verwesend in den Abflussrinnen, gelegentlich angefressen von einem stinkenden Schwein. Vor einem Pastetenladen konnte man kurz Luft schöpfen, es roch nach frischem Brot und gutem englischen Roastbeef. Prudence hob ihre Röcke, um über eine kleine Pfütze zu steigen, in die die Wurstmacher ihre übel riechenden Abfälle geworfen hatten, und rümpfte voller



Abscheu die Nase. Die Stadt war nichts für sie, so voll und schmutzig, wie sie sich darbot.

Sie blickte an St. Paul's hoch, als sie dort vorbeikam. Sogar die Schönheit dieser prächtigen Kirche wurde durch das Gewühl verdeckt, und Vorübergehende konnten sie nicht in ihrer ganzen Pracht bewundern. Sie seufzte. Papa hätte sie sicher gerne gesehen, vor allem ihr prächtiges Inneres. Sie seufzte erneut. Sie war erst ein Mal, seit sie in London war, in der Kirche gewesen und hatte sich an einem dunklen, verregneten Nachmittag hineingeschlichen. Wie eine Sünderin, die es nicht wert war, zu ihrem Schöpfer zu beten, nach allem, was sie getan hatte.

Sie eilte am Zollhaus vorbei, erreichte die Towertreppe und stieg zum Kai hinunter. Die Wärme des Tages machte sie benommen, und da sie ihre Brüste so fest geschnürt hatte, war sie ganz atemlos von dem langen Marsch.

Es lagen weniger Schiffe als sonst im Hafenbecken, dem Teil der Themse, der sich von der Towerbrücke bis nach Limehouse an der Biegung des Flusses erstreckte. Ein paar solide Handelsschiffe, deren Masten sich deutlich gegen den klaren Himmel abzeichneten. Ein Flieboot, das Kohle transportierte, einige kleine Küstenschiffe und drei oder vier Kutter, die Material zwischen den Docks hin und her transportierten. Auf dem Kai herrschte reger Betrieb; Seeleute, Wachpersonal und Kaufleute wimmelten herum wie in einem Bienenstock. Es waren jedoch nicht die Leute, die einer alten Frau ein Schmuckstück abkaufen würden. Und die Matrosen, die an den Eingängen der Schenken und Ginläden herumlungerten, schienen interessierter zu sein an den Huren, die sich anboten, als daran, einen Penny für Tabak oder Tee auszugeben. Ihre obszönen Kommentare und unflätigen Rufe erfüllten die Luft.

»He, Puppe, willst du an meinem Boot festmachen?«

»Ich flehe dich an, Hübsche, reff deine Segel und hab ein bisschen Mitleid mit meinen schmerzenden Lenden!«

»Du da, Mädchen! Hol ich mir einen wunden Schwanz, wenn ich bei dir liege?«

Die Grobheit ihrer Ausdrucksweise ließ Prudence erröten. Sie war dankbar, dass die Worte nicht ihr galten, aber es beschämte sie, sie anhören zu müssen. Mit ihren einundzwanzig Jahren hatte sie so etwas nicht gehört, bevor sie nach London gekommen war.

Sie dachte an ihren armen, toten Papa. »Kätzchen«, hätte er gesagt, »du bist nur gegenüber dir selbst verantwortlich. Gott zeigt uns viele Wege, aber wir selbst müssen die Wahl treffen.« Aber hätte sie denn anders wählen können?

In der Nähe der Docks entstand heftiger Tumult. Prudence sah, wie die schlampige Proviantboot-Frau, die sie kannte, wild gestikulierend mitten auf ihrem Boot stand. Ein Dutzend Mädchen, herausgeputzt mit Spitzen, Bändern und Federn, kreischte auf sie ein.

Prudence drängte sich durch die Menge und rief zu der Frau hinunter: »Was ist los, Grace?«

Die rotgesichtige Frau schnaufte verärgert und schob sich eine fettige Haarsträhne aus der Stirn. »In Deptford ist eine ganze Flotte von Fregatten fertig zum Ablegen. Ich hab' diesen Gören gesagt, dass ich sie für einen Tuppence pro Person mitnehmen kann. Aber 's ist nur Platz für zwei von denen, wenn ich nicht mein Gemüse hierlassen will.« Sie wies auf die Körbe mit frischen Waren, die auf dem Boden ihres winzigen Bootes standen. »Ich

verdien' doch nichts mehr, wenn ich die Sachen hierlasse. Aber wie soll ich denn zwei von den angemalten Schlampen raussuchen? Eine ist doch wie die andere!«

Eine Schiffsflotte! Eine ganze Flotte mit Seeleuten Seiner Majestät, die Kerzen, Seife und Tabak für die lange Reise brauchten. Prudence könnte alles verkaufen, was sie im Korb hatte! Sie nahm ihren ganzen Mut zusammen, griff in ihre Tasche und zog Betsys Sixpence-Stück heraus. Sie hielt Grace die Silbermünze hin. »Hier hast du 'nen Sixpence, wenn du mich mitnimmst.«

Grace grinste und schnappte sich das Geldstück. »Gemacht!« Während die Huren sich lauthals beschwerten, half die Proviantboot-Frau Prudence in ihr Boot. Dann setzte sie sich zwischen zwei Käfige mit lebenden Hühnern und griff nach den Rudern.

Deptford lag ein paar Meilen stromaufwärts, ein kleiner Ort, der beherrscht wurde von der Königlichen Marinewerft, Lagerhäusern des Militärs, einer Marinekaserne und einigen Büros der Admiralität. Im Hafen lagen ein Dutzend Fregatten, groß, stolz und frisch angestrichen. Helle Flaggen und Wimpel hingen von ihren Masten, und auf den Decks wimmelte es von geschäftigen Matrosen, die letzte Vorbereitungen für die Reise trafen. Große Davits schwangen über offenen Luken und luden Waren ein.

Während die Proviantboot-Frau in ihrem kleinen Kahn blieb und ihre Waren durch die offenen Bullaugen und Geschützluken einer kleineren Fregatte verkaufte, wurde Prudence von einer Gruppe johlender Teerjacken, die alle begierig auf die Waren der ›alten Madame‹ waren, auf das Hauptdeck gezogen. Das Deck war voller Männer und ihren in Tränen aufgelösten Frauen, schamlosen Huren, Händler aller Art, steifer Offiziere, Marinesoldaten in weißen Uniformen und Matrosen in verschiedenen Stadien der Aufregung oder des Entsetzens. Die See konnte viele Abenteuer bieten, aber da die Franzosen die Briten nun in den Kolonien herausforderten, wie Prudence gehört hatte, konnte es auch für viele Männer die letzte Reise sein, und das wussten sie.

Prudence bot rasch ihre Waren feil, und in weniger als einer Stunde war ihr Korb leer, ihre Tasche dagegen mit Münzen gefüllt. Sie spähte über die Reling. Grace hatte noch eine halbe Bootsladung zu verkaufen und war zu einem anderen Schiff gerudert. Es konnte noch Stunden dauern, bevor sie bereit war, zur Stadt zurückzurudern. Prudence lehnte sich an die Reling. Die Hitze, die vielen Menschen und ihr fest geschnürter Oberkörper verursachten ihr Übelkeit. Vielleicht fand sie weiter vorn ein wenig Kühle und Stille.

Sie bahnte sich einen Weg durch die Menge zum Vordeck, wobei sie den Rettungsbooten auswich, die voll mit Geflügelkäfigen waren, und um die Kanonen herumging, die auf dem offenen Deck standen. Auch den Seeleuten, die die letzten Vorräte verstauten, wich sie aus. Über dem Getöse auf dem Deck ertönte auf einmal ein Schrei. Sie drehte sich hastig um und sah den Ladearm eines großen Krans auf sich zuschwingen. Obwohl sie sich sofort duckte, war es zu spät; die Kiste krachte an ihren Kopf, dass ihr Hören und Sehen verging. Sie griff sich an die Stirn und sank zu Boden. Blut tröpfelte unter ihrer Perücke hervor.

»Großmutter, seid ihr verletzt?« Ein sonnenverbrannter junger Matrose beugte sich besorgt über sie. Er streckte seine Hand aus, um ihr über das Gesicht zu streichen.

Sie wich ihm aus und stand schwankend auf. Einen Zipfel ihrer Schürze an die Wunde

pressend, schüttelte sie den Kopf. »Nein, nein.« Sie musste verhindern, dass er sie genauer betrachtete. »Ich will mich unten nur ein bisschen ausruhen.«

Zitternd und schwankend taumelte sie zum Vordeck, wo es fast genauso voll war wie auf dem Außendeck, nur dass sich hier die Seeleute vor ihrer langen, erzwungenen Keuschheit der Dienste der Huren bedienten. Der Anblick der stöhnenden Paare drehte Prudence den Magen um. Immer noch benommen, wandte sie sich der Treppe zu, die den Niedergang hinabführte. Vielleicht auf dem unteren Deck ...

Schon verfehlte sie eine Stufe und stürzte kopfüber die Treppe hinunter, wobei die Holzplanken ihren Körper zerschrammten.

Der Sturz schien unendlich, wie ein langer, quälender Fall in einen dunklen Tunnel. Sie konnte ihn nicht aufhalten und schlug schwer auf.

Als sie den Kopf hob, sah sie, dass sie auf dem unteren Kanonendeck lag, das fast leer war. Ihr war schlecht und schwindlig, und sie blinzelte verzweifelt, um ihren Kopf wieder klar zu bekommen. Die Luft war so stickig, sie konnte kaum atmen ...

Durch eine der offenen Geschützluken drang ein Sonnenstrahl. Luft!, dachte sie. Wenn sie nur an die frische Luft käme ... Unter Schmerzen schob sie sich über die rauen Holzplanken bis zu einer der Kanonen, die vor einer Luke stand. Sie klammerte sich mit blutigen Händen daran fest und versuchte sich hochzuziehen. Um sie herum drehte sich alles. Es rauschte in ihrem Kopf, und ihr Körper war plötzlich mit einer eisigen Schweißschicht überzogen. Seufzend sank sie nach vorne.

Das kalte Metall der Kanone schlug gegen ihren Schädel, als sie fiel. Und dann spürte sie nichts mehr.

»Gottverdammte, Sir, ich habe in meinem Leben noch kein so verheultes Gesicht gesehen«, schalt Doktor Ross Manning den jungen Lieutenant und schloss den Riss im Skrotum des Mannes mit letzten Stichen. Er bewunderte die saubere Naht. Gute Arbeit, musste er sich selbst eingestehen. Selbst die nörglerischen Prüfer in der Barber-Surgeon's Hall hätten daran nichts aussetzen können.

Lieutenant Elliot schniefte und wischte sich mit dem Ärmel über seine tropfende Nase. »Ein Mann hat ein Recht auf Tränen, wenn es wehtut«, sagte er schmollend.

Ross bedachte Elliot mit einem kalten Blick. »Ein Mann hat überhaupt kein Recht auf Tränen. Niemals. Jedenfalls nicht, wenn er ein Mann ist.« Noch nicht einmal, wenn seine geliebte Martha ...

Er biss die Zähne zusammen und verhärtete sein Herz gegen den Schmerz. Es hatte keinen Sinn, der Vergangenheit nachzutruern.

Er sah zu, wie Elliot sich mühsam vom Operationstisch erhob und seine blutige Hose hochzog. »Seien Sie nächstes Mal ein bisschen vorsichtiger, wenn Sie den Matrosen den Gebrauch eines Entermessers erklären«, sagte er. »Und baden Sie Ihre Wunde. Salzwasser brennt zwar wie der Teufel, aber der Schnitt heilt dann schneller. In einer Woche kann ich die Fäden ziehen, und in zwei oder drei Wochen können Sie wieder ohne Schmerzen herumlaufen.«

Elliot räusperte sich verlegen: »Und was ist mit ...«, murmelte er schließlich.

»Bis wir in Williamsburg sind, sollten Sie wieder in der Lage sein, sich mit jeder Nutte zu vergnügen. Wenn es Ihnen darauf ankommt«, fügte er verächtlich hinzu.

Elliot sah ihn entsetzt an. »Ich habe eine Frau, Sir!«

Ross zuckte mit den Schultern. »Umso besser für Sie. Und jetzt gehen Sie, ich habe noch etwas anderes zu tun.«

Er sah Elliot nach, wie er vorsichtig aus dem Raum tappte, dann leerte er das Becken mit dem blutigen Wasser in den Schmutzwassereimer, den sein Gehilfe später ausschütten sollte, legte sorgfältig seine Instrumente weg und reinigte den Tisch. Der Junge hatte während der Operation vor Angst sogar gepinkelt. Was würde er denn in einer Schlacht tun, wenn man ihm das Bein abnehmen müsste?

Ross ließ den Blick über seine nähere Umgebung wandern, in der er sich den nächsten Monat aufhalten würde. Wie bei den meisten Kriegsschiffen war der Verbandsraum, in dem die Ärzte operierten, achtern im Zwischendeck untergebracht, direkt hinter dem unteren Kanonendeck. Er enthielt den Operationstisch, einen großen Medizinschrank – der nach Ross' Anweisungen gut bestückt war mit Pulvern, Salben, Messern und Sägen – und einen langen Tisch mit Regalen, der am hier durchlaufenden Besanmast befestigt war. An den Balken auf beiden Seiten hatte man Segeltuchvorhänge angebracht, die die Zugluft abhielten und den Verbandsraum von den Quartieren der Lieutenants und des Proviantmeisters abtrennten. An einer Wand lehnten zwei eingerollte Hängematten; dort schliefen nachts die Gehilfen von Ross.

Er ging durch den Niedergang zu seiner eigenen Kajüte. Sie war weitaus geräumiger als die Kajüte auf seinem vorigen Schiff, und er hatte sie genau nach seinem Geschmack

ingerichtet – eine große Koje mit hölzernen Seitenfächern, einen bequemen Lehnstuhl, eine breite Bank, eine Seekiste, einen Vorratsschrank und einen Schreibtisch, der groß genug war, dass er seine Bücher dort aufstapeln und sein Essen einnehmen konnte – und immer noch genug Platz hatte, um seine Zeichenhefte dort auszubreiten. Von den Balken hingen mehrere Laternen herunter; auf dieser Schiffsebene unter der Wasserlinie war die Kajüte ständig dunkel.

Er ging zu seiner Seekiste, zog seine weiße Perücke vom Kopf und legte sie sorgfältig zusammen. Jetzt, wo sie ausgelaufen waren, brauchte er sie nur noch in der Offiziersmesse, es sei denn, dieser Kapitän war strenger und förmlicher als die meisten anderen. Er war gespannt auf den Mann; der Steward hatte ihm gesagt, dass Kapitän Hackett ein außergewöhnlich gut aussehender Mann sei.

Ross griff nach einem schmalen Seidentuch und band sich die hellbraunen Haare zusammen. Sie hatten eine unbestimmte Farbe – wie nasser Sand am Strand, hatte Martha ihn immer geneckt. Irgendwie hatte ihn das gestört; er mochte das Gefühl nicht, dass etwas an seiner Person in ihren Augen nicht vollkommen war.

Umständlich rollte er seine Hemdsärmel herunter und zog seine Uniformjacke an, da er das Schiff inspizieren und sich vergewissern wollte, welche Seeleute eventuell krank waren.

Es klopfte leise an der Tür. Nach seinem »Herein!« trat ein blasser Lieutenant, fast noch ein Junge, in seine Kajüte und hob kurz die Hand an die Mütze.

»Ich bitte um Entschuldigung, Mr Manning, aber Kapitän Hackett bittet Sie, in seine Unterkunft zu kommen.«

»Danke.« Er musterte prüfend das blasse Gesicht. »Sehen Sie zu, dass Sie ein bisschen Farbe bekommen, solange wir noch in nördlichen Breiten sind, mein Junge, sonst leuchten Sie wie eine Fackel, wenn wir bei den Azoren in der Sonne braten.«

Er machte sich auf den Weg zu der Kapitänskajüte. Die helle Sonne schien durch die Grätings über dem Achterdeck und zeigte ihm, dass es immer noch Nachmittag war. Es wehte ein frischer Wind, stellte er fest, als er auf das Achterdeck trat und sich über die Reling beugte. Sie kamen gut voran. Der Hafen von Sheerness war schon nur noch weit achtern hinter dem Schiff zu sehen. Der Himmel begann sich zu bewölken; es sah nach Regen aus, aber nicht nach einem schweren Sturm. Er überquerte das Achterdeck, klopfte an die Tür der Kapitänskajüte und wurde von einem Diener eingelassen.

Der Steward hatte recht gehabt. Kapitän Sir Joseph Hackett war ein außergewöhnlich gut aussehender Mann. Ross war fasziniert von seinen fein geschnittenen Zügen: ein festes, eckiges Kinn, eine perfekt geformte, gerade Nase, glitzernde schwarze Augen, überschattet von geschwungenen schwarzen Augenbrauen. Obwohl er bereits ungefähr fünfunddreißig sein musste, war seine tief gebräunte Haut glatt, faltenlos und kaum vom Wetter gegerbt. Er hatte seine gepuderte Perücke abgelegt und seine glänzenden schwarzen Haare im Nacken mit einem breiten schwarzen Seidenband zusammengebunden. An den Seiten waren die Haare sorgfältig gelockt und pomadisiert. Seine Uniform war teuer, offensichtlich von einem hervorragenden Schneider angefertigt, und betonte seinen drahtigen, doch äußerst männlichen Körper. Seine Fingernägel waren manikürt und sorgfältig geschnitten.

Ross blickte sich in der weitläufigen Kajüte um. Die teuren Möbel schienen eigens ausgesucht, um dem eleganten Bewohner zu schmeicheln. Die polierte Wandtäfelung, die Möbel aus Mahagoni und die scharlachroten Plüschsessel bildeten den perfekten Hintergrund für die dunkelhaarige Erscheinung des Mannes. Ross unterdrückte ein zynisches Lächeln. Es mangelte Hackett zwar nicht an Schönheit, aber ganz gewiss mangelte es ihm auch nicht an Eitelkeit: Verschiedene goldgerahmte Spiegel hingen an den Wänden neben ein paar Gemälden und einem geschwungenen Wappenschild.

Ohne sich aus seinem Sessel zu erheben, erwiderte Hackett den Gruß von Ross mit einem Nicken. »Doktor Manning, ich nehme an, Sie haben sich schon eingerichtet?«

»Ja, Sir.«

»Haben Sie die anderen Offiziere bereits kennengelernt?«

»Die meisten von ihnen, Sir.«

»Ist die Unterbringung nach Ihrem Geschmack?« Als Ross dies bejahte, verzog sich Hacketts Gesicht zu einem befriedigten Lächeln. »Ich wette, es gefällt Ihnen besser als auf Ihrem vorherigen Schiff. Man sagte mir, Sie hätten ein Jahr lang auf der Thunder Dienst getan.« Sein wohlgeformter Mund verzog sich spöttisch. »In jeder Beziehung ein viertklassiges Schiff. Mit einem Dummkopf als Kapitän.«

Ross ballte die Fäuste. Nicht nur ein eitler Mann, sondern auch noch ein Angeber. »Ich habe zehn Monate lang Dienst getan, Sir«, erwiderte er steif, wobei er sich zwang, daran zu denken, dass er seinen Vorgesetzten vor sich hatte. »Und was die Thunder angeht, so fand ich den Kapitän und die Mannschaft als Kameraden äußerst angenehm.«

»Wirklich? So habe ich das eigentlich nicht gehört. Doktor Kalthertz. Hat man Sie hinter vorgehaltener Hand nicht so genannt?«

Ross war das Getuschel zwar auch schon zu Ohren gekommen, er hatte es aber ignoriert. Was bedeutete es schon? Dass allerdings Hackett es ihm ins Gesicht sagte ... »Es ist nicht meine Aufgabe, die Zuneigung der Seeleute zu erlangen«, entgegnete er mit zusammengebissenen Zähnen. »Ich bin dazu da, die Kranken und Verwundeten zu versorgen.«

Hackett zupfte maniert an seiner gerüschten Manschette. »Eine stolze Antwort. Hoffentlich stoßen Ihr Stolz und meiner auf dieser Reise nicht zusammen. Ich bin ein toleranter Mann, wie es meiner Herkunft und Erziehung geziemt. Aber ich verlange auch Respekt. Eigentlich bin ich reich genug, um meine Tage müßig auf meinem Landbesitz zu verbringen. Stattdessen jedoch habe ich es vorgezogen, meinem König, Seiner Majestät George II., zu dienen. Sie hingegen ...« Er wedelte mit der Hand. »Ohne Besitz oder Titel, was bleibt einem gebildeten Mann da schon anderes übrig, als sich der Medizin oder dem Recht zu widmen, um seinen Lebensunterhalt zu verdienen.«

Ross atmete tief durch. Er hatte das Gefühl, eisige Luft ströme in seine Lungen. »Haben Sie einen Grund, mich so zurechtzuweisen, Kapitän Hackett?« Sorgfältig wählte er seine Worte.

Hackett lehnte sich in seinem Sessel zurück und legte die Finger zusammen. »In der Tat, den habe ich. Der Schiffsprofos sagt mir, dass Sie den gepressten Seeleuten im Vorschiff bereits die Handschellen abgenommen haben. Noch vor dem Ablegen!«

»Das ist richtig.«

»Wussten Sie, dass Sie damit den Befehlen des diensthabenden Offiziers zuwiderhandelten?«

Hielt er Ross für einen Idioten? »Beim Bart des Äskulap, natürlich wusste ich das. Die Männer waren schrecklich zusammengeschlagen worden, und ich wollte ihre Verletzungen versorgen.«

»Verdammt, Sir, Sie hatten nicht das Recht dazu.«

»Ich habe mit dem diensthabenden Offizier gesprochen und ihm erklärt, was für die Männer notwendig wäre. Er aber zog es vor, starrköpfig zu bleiben.«

Hacketts Augen schossen Blitze. »Und deshalb haben Sie gegen seinen Befehl gehandelt? Auf einem Militärschiff?«

Ross fühlte, wie Ärger in ihm aufstieg. Sollte hier sein Urteilsvermögen als Arzt infrage gestellt werden? »Was die Gesundheit und Sicherheit auf diesem Schiff anbelangt, so gehe ich davon aus, dass meine Befehle Vorrang haben. Jedenfalls vor den Launen eines grünen Jungen.«

Hackett sprang wütend auf und musterte Ross von oben bis unten. »Bei Gott, Sir, wollen Sie sich über mich lustig machen? Wenn Sie in Gegenwart der anderen so mit mir reden, werde ich Sie auspeitschen lassen! Arzt oder nicht.«

Ross wich nicht von der Stelle und erwiderte Hacketts Blick kalt. »Ich habe nicht die Absicht, mich Ihnen zu widersetzen, Kapitän, aber je eher Sie mich meine Arbeit so tun lassen, wie es mir passt, desto eher werden Sie eine gesunde Mannschaft haben, die in der Schlacht ihren Mann steht.«

Minutenlang starrten sie sich unbeweglich an. Ein Arzt war lebenswichtig für ein Kriegsschiff, und das wussten sie beide. Schließlich flackerte Hacketts durchbohrender Blick, er wandte sich ab und straffte die Schultern. »In Gesundheitsfragen werde ich Ihrem Urteil vertrauen, Manning. Aber ich erwarte dafür wesentlich weniger Respektlosigkeit. Selbst Ärzte können eingesperrt werden.«

Ross verneigte sich auf eine Art, die ebenso viel Spott wie Ehrerbietung ausdrückte. Dieser Punkt war an ihn gegangen, der Kapitän schien jedoch nicht willens, das zuzugeben. »Ist das alles, Sir?«

Hackett verweilte einen Moment lang vor einem Spiegel, um seine Wut niederzukämpfen. Dann drehte er sich um und entspannte sein Gesicht zu einem väterlichen Lächeln. »Es wird eine lange Reise werden, Manning. Wir sollten sie als Freunde, oder sogar als Gleichgestellte beginnen.« Er wies auf einen Sessel und griff nach einer kleinen Glocke auf seinem Schreibtisch. »Setzen Sie sich. Ich lasse uns Madeira bringen.«

Da der Mann sich bemühte, höflich zu sein, erwiderte Ross in versöhnlichem Tonfall: »Ich bin überzeugt davon, dass die Reise ohne Zwischenfälle verlaufen wird.« Er setzte sich und nahm ein Glas mit Madeira, als dieser serviert wurde.

Hackett nippte mit einstudierter Lässigkeit an seinem Glas – den Kopf zur Seite geneigt und eine Hand auf seinem Säbelgriff, als ob er für ein Porträt posierte. »Sie werden sehen, dass die Chichester ein gutes Schiff ist. Die Männer haben gelernt, mir nicht zu widersprechen. Und dafür musste ich sie manchmal hart herannehmen. Bald könnte es zu einem neuen Krieg mit Frankreich kommen. Vor der Küste der Kolonien hat es bereits

Scharmützel gegeben, und auch schon offene Kämpfe, an der Grenze zwischen Französisch Kanada und Nova Scotia. Wir haben ungefähr hundert Marinesoldaten an Bord, die wir allerdings nicht in einer Seeschlacht verlieren dürfen. Sie sollen die Truppen ersetzen, die von Virginia aus nach Norden geschickt wurden. Trotzdem könnten wir in Kampfhandlungen verwickelt werden, bevor wir die Kolonien erreichen.«

»Verzeihen Sie, Sir, ich bin kein Novize. Ich habe auch auf der Thunder Schlachten erlebt. Und meine Gehilfen scheinen erfahren zu sein. Wir haben gestern Abend an Land über ihre Pflichten gesprochen.«

Hackett schnalzte mit der Zunge. »Was für eine Vergeudung des Abends!« Plötzlich grinste er – das lüsterne Lächeln eines Satyrs. »Meinen letzten Abend habe ich in der Gesellschaft einiger charmanter Geschöpfe verbracht. Eine von ihnen stand vollkommen nackt auf einem Tisch und tanzte und tanzte ...« Bei der Erinnerung fuhr er sich mit der Zunge über die Lippen. »Du meine Güte, ich wusste bisher nicht, dass der weibliche Körper solcher Verrenkungen fähig ist. Und währenddessen haben die anderen Dirnen mich davon abgehalten, meine Gedanken zu weit von den lebenswichtigen Körperteilen des Mannes abschweifen zu lassen, die ständiger Ermunterung bedürfen.«

»Ich zweifle nicht dran, dass es ein höchst amüsanter Abend war.« Ross bemühte sich, jeden abschätzigen Ton zu unterdrücken.

»Hoffentlich ohne böse Folgen. Ich habe seit Jahren schon keinen Tripper mehr gehabt. Schließlich kann ich mir ein elegantes, sauberes Etablissement für fünfzig Guineen die Nacht leisten. Aber Sie haben vermutlich auch Heilmittel für die Lustseuche an Bord, falls es nötig sein sollte.«

»Natürlich. Sie sollten sich aber trotzdem schützen, wenn Sie die Huren von London besuchen.«

Hackett errötete vor Erregung. Es war deutlich zu sehen, dass seine Vorliebe für Frauen beinahe so groß war wie seine Selbstliebe. »Ach, es ist eben ein Abenteuer. Da gibt's ein Etablissement in der Half Moon Street ...« Er durchquerte die Kajüte und holte einen kleinen, ledergebundenen Band aus seiner Kommode. »Die gute Madame dieses Hauses verfügt über einen Strauß von Schönheiten! Und über jede von ihnen konnte ich in jeder beliebigen Position verfügen.« Er schlug das Buch auf und blätterte vor Ross die Seiten durch. Dutzende von nackten Paaren beim Liebesspiel waren dort abgebildet.

Ross musste seinen Abscheu mittlerweile mit Macht unterdrücken. »Wie interessant«, bemerkte er.

Hackett lachte und wies auf eine besonders lüsterne Abbildung. »Reizt das nicht Ihre Lenden, Mann?«

Nicht im Geringsten, dachte Ross angeekelt. Er blickte den Kapitän kalt an. »Ich bin kaum an Frauen interessiert.« Gott wusste, dass das so war.

Hackett zuckte mit den Schultern. »Jeder nach seinem Geschmack. Hier an Bord sind genügend Lustknaben. Hübsche junge Burschen von elf oder zwölf Jahren. Ich bin sicher, Sie werden jemanden finden, der Ihnen zusagt. Für einen oder zwei Schilling.«

Ross erhob sich. Wenn er jetzt nicht ging, würde er sich nicht mehr beherrschen können. »Ich bitte, mich zurückziehen zu dürfen, Sir, ich habe Pflichten«, sagte er gepresst.



»Erlauben Sie, Sir.« Hacketts Diener stand in einer Seitentür der Kabine und verbeugte sich ehrerbietig. »Draußen ist ein Matrose, der eine Nachricht für Sie hat.«

»Schicken Sie ihn herein.«

Der Mann, der in der Tür erschien und seine glänzende, geteerte Mütze verlegen in den Händen drehte, war so hässlich, wie der Kapitän schön war. Sein Kopf, der auf einem mächtigen Hals saß, war viel zu groß für seinen Brustkorb, und seine kurzen, krummen Beine erweckten den Eindruck, er bewege sich im Hocken. Er hatte eine rote Knollennase mit zahlreichen Ausbuchtungen, und seine kleinen Augen standen viel zu eng zusammen. Die fleischigen Lippen hingen an einer Seite herunter, und sein wettergegerbtes Gesicht war pockennarbig. Schwarze Haare, die er im Nacken mit einem Lederband zusammengebunden hatte, bedeckten strähnig und dünn den Schädel.

Er grüßte eifrig. »Erlauben Sie, Kapitän, der Erste Offizier läßt Ihnen mitteilen, dass wir in ungefähr einer Stunde nach seiner Schätzung Margate erreichen. Und er läßt fragen, ob der Kapitän noch eine Botschaft nach London schicken möchte. Das ist unsere letzte Landberührung, Sir, bevor wir den Kanal verlassen.«

»Glaubst du, ich kenne mich in diesen Gewässern nicht aus, du Dummkopf?«, grollte Hackett.

Der Seemann schüttelte heftig den Kopf. »O nein, Sir. Ich nicht, Sir. Ich bin ein guter, aufrichtiger Seemann und höflich zu meinen Vorgesetzten. Das bin ich, Sir. Das bin ich gewiss, Sir.«

»Halt deinen geschwätzigen Mund, Kerl! Bist du neu auf diesem Schiff?«

»Aye, Sir.« Ein erschrecktes Flüstern.

»Wie nennt man dich?«, fragte Hackett so abfällig, als ob der Besitz eines Namens außerhalb der Möglichkeiten dieser verunstalteten Kreatur läge.

»Wedge, Sir. Tobias Wedge.«

»Was ist dein Rang?«

»Kanonier, bitte sehr, Sir.«

»Weißt du, wie ich unverschämte Hunde behandle, die meine Intelligenz anzweifeln?«

Wedge zitterte jetzt. »Aye, Sir. Das weiß ich, Sir. In der Back wurde darüber geredet. Und ich habe die Striemen bei meinem Kameraden Gawky gesehen, die von der letzten Reise stammen.«

»Dann sei gewarnt, Wedge. Sag Lieutenant St. John, dass er volle Fahrt voraus halten soll. Ich habe keine Botschaften. Und sag ihm weiter, dass er dich nie wieder mir schicken soll. Nie mehr! Verstehst du?«

»Aye, Sir, das w... werde ich«, stammelte Wedge, salutierte und zog sich zurück.

Hackett trank seinen letzten Schluck Madeira und schüttelte sich. »Ich kann Hässlichkeit einfach nicht ertragen. Da dreht sich mir der Magen um.«

Ross entgegnete: »Der Mann kann wohl kaum für einen Unfall der Natur verantwortlich gemacht werden.«

»Der Hund tut gut daran, mir nicht mehr unter die Augen zu kommen.« Hackett erhob sich. »Nun, Mr Manning, wenn Sie mich jetzt entschuldigen wollen ...«

»Sir.« Ross verbeugte sich und ging zur Tür. Wenn dieses Gespräch mit Hackett exemplarisch war, würde es keine erfreuliche Reise werden.

»Noch einen Augenblick, Doktor. Heute Abend essen alle Offiziere bei mir. Das ist eine Angewohnheit von mir. Adel verpflichtet. Den ersten Abend auf See, und danach ein Mal die Woche. Ich erwarte natürlich, dass Sie anwesend sind. Kommen Sie Schlag acht Glasen hier in die große Kajüte. Ich schätze es nicht, wenn sich jemand verspätet.«

»Wie Sie wünschen, Sir.«

Ross ging auf Deck und sog tief die frische Seeluft ein, als könne er seinen Körper dadurch von der üblen Ausstrahlung Hacketts reinigen. Der Mann war böse und eitel, prunkte mit seinem Titel, seinem Rang und seinem Reichtum. Die meisten Kapitäne hielten nichts davon, ihre Offiziere bei Tisch um sich zu haben. Vielleicht ein- oder zweimal während der Reise ein paar der älteren Offiziere, aber nicht alle. Und auch ganz bestimmt nicht ein Mal in der Woche. Und was Hacketts ekelhafte Beschäftigung mit Frauen anging ...

Ross stieg auf das Hauptdeck hinunter. Finstere Gedanken gingen ihm durch den Kopf. Wie unvollkommen die Menschheit war. Wie sinnlos es war, gegen Grausamkeit und das Böse anzukämpfen, wenn es doch immer wieder eine andere böse oder dumme Kreatur gab, die den Platz der vorigen einnahm.

Nickend gab er sich recht. Er hatte eine gute Entscheidung getroffen. Und Hackett hatte ihre Richtigkeit nur bestätigt. Sobald er mit anderen Menschen zusammen war, überfielen ihn düstere Gedanken. Er hatte geglaubt, es würde ihm helfen, dass er sich im letzten Jahr nur mit der Medizin beschäftigt hatte; dass die Sorge für andere seine Tage erfüllen und seine Albträume zum Verschwinden bringen würde. Aber es hatte nicht geholfen. Auch während er versorgte, zusammennähte und heilte, war er sich der angsterregenden Gleichgültigkeit gegenüber seinen Patienten bewusst geworden. Gott schütze ihn, es war ihm herzlich gleichgültig gewesen, ob sie am Leben blieben oder starben, ob es ihnen besser ging oder ob sie Schmerzen litten. Er hatte sie so gut behandelt, wie er konnte, und er war stolz darauf, ein guter Arzt zu sein. Aber er konnte sie einfach nicht als menschliche Wesen ansehen.

Und dann diese Gräuel in den Schlachten. Gab es etwas Unmenschlicheres? Die Streitigkeiten mit den Franzosen letztes Jahr in der Nähe von Westindien ... Er hatte so viel Arme, Beine und Hände über Bord geworfen, dass er ein ganzes Rudel von Haien damit hätte füttern können. Wie leid er es war, den Tod in jedem Gesicht zu sehen, ganz gleich, wie stark der Mann sich fühlte. Leid, dauernd die Gewissheit zu haben, dass das Leben kurz und die Lust vergänglich war. Was bedeutete schon die Armseligkeit eines menschlichen Lebens gegenüber der Unvermeidbarkeit des Todes?

Ja, er hatte die richtige Wahl getroffen. Sein Entschluss stand fest. Sein Vertrag als Arzt galt nur für dieses Jahr. Und trotz der ständigen Störmanöver der Franzosen gab es noch keinen Krieg mit England. Er würde in den Kolonien seinen Abschied nehmen, die Zivilisation verlassen, sich in der Wildnis von Virginia ansiedeln und dort seine Tage beschließen. Gottlob besaß er immer noch einen Rest vom Erbe seiner Mutter – genug, um in der Wildnis zu überleben. Vielleicht würde er dort endlich Frieden finden. Er könnte den wenigen süßen Erinnerungen an Martha nachhängen und die Qual und die Bitterkeit, die wie eine Krebsgeschwulst an ihm fraßen, vergessen. O Gott, dachte er und rieb sich mit den Händen über die Augen, lass mich in der Einsamkeit Frieden finden.

Oder ein Fläschchen Gift, um meine Tage zu beenden.